Die Geister des Sturmes.

Sozialer Roman von

Karl Landsteiner.

(11. Fortsetzung.)

„Ist es da nun ein Wunder, wenn endlich an Stelle der geschwundenen Hoffnung tiefer Groll gegen die gegenwärtige Ordnung der Dinge entsteht? „Weder der Staat noch die Kirche geben uns, was wir wünschen!" So rufen sie und wollen daher von Staat und Kirche nichts wissen. Wozu braucht man dazu erst eines internationalen Bundes, wozu eines Marx, Engels oder Bebels? Das muß man aus den Fingern. Dazu bedarf es auch keiner fremden Zuzügler — das liegt schon in den meisten ohne besondere Agitation von ihnen. Darum kann ich nicht sagen, daß ich die neuen Arbeiter fürchte, weil ich, wenn ich schon überhaupt das thäte, die alten ebenso fürchten müßte. Dies ist's, was ich Ihnen auf Ihre Frage antworten kann. Sie werden es nur doch nicht entgelten lassen?"

„Entgelten lassen, Röhrich? Weil Sie aufrichtig und ehrlich gesprochen haben? Da sei Gott vor! Im Gegentheile, ich danke Ihnen."

Damit reichte Guntram dem Werkmeister die Hand und schritt dem Herrenhause zu.

Es war seltsam. Die Ausführungen des Direktors wie des Werkmeisters, so sehr sie sich auch in der Auffassung der Verhältnisse unterschieden, beleuchteten doch grell dieselbe Situation. Kein Zweifel! Der Gesellschaft, wie sie sich bisher entwickelt hatte, stand eine ungeheuere Masse von unversöhnlichen Gegnern gegenüber mit nicht immer klaren Intentionen aber rücksichtslos, in drohender Haltung, jeden Augenblick zum Kampfe bis aufs Messer bereit.

Die größte Gefahr bildete nicht die Agitation derjenigen, die in Schrift und Wort die große Frage ventilierten, nicht die Herzensgelüste einzelner Streber, die eine Führerrolle zu erlangen suchten, sondern ein dunkler Drang in den Herzen der Millionen, die sich die „Enterbten" nannten, die „Lohnsklaven!" —

Und da tauchte immer und immer wieder vor Guntram die Gestalt jenes Mädchens auf, das in glühender Begeisterung für die Sache, nein, in leidenschaftlichem Hasse gegen die Gesellschaft, die sich ihrer annehmen und für sie sorgen wollte, ihren Wohlthätern den Fehdehandschuh hinwarf. Was er auch von verschiedenen Seiten über dieses Thema vernommen hatte, in dem gellenden Aufschrei Loris: „Freiheit!" den sie vor Jahr und Tag im Garten des Herrenhauses ausstieß, war alles enthalten.

Wenn es sich wirklich so verhielt, die Frau v. Reden glaubte, daß sich Guntram beruhigt, daß Loris Bild in ihm langsam erblaßte, hier auf dem Schauplatze ihres Familienglücks, ihrer Trauer, ihres erwachenden Verständnisses der Verhältnisse und ihre flammende Leidenschaft gewann sie neuerdings Macht über ihn, weckte alle Erinnerungen an sie, wie verletzend und bedrückend dieselben auch waren, die aber dennoch einen geheimnisvollen Zauber auf ihn ausübten! Einen unheimlichen Zauber!

Es war gut, daß er sobald wieder abreiste! Gut vielleicht für ihn, jedenfalls gut für seine Lieben, die sonst eine neue, noch schmerzlichere Täuschung erlebt hatten. —

7. Kapitel.

Als es Abschied nehmen hieß, wollte sich Frizzi von dem Bruder gar nicht losreißen. Immer und immer wieder klammerte sie sich an seinen Hals und weinte und schluzte. — Sie hatte nicht nur einen aufgeweckten Geist, sondern auch ein Herz voll feinster Empfindung. Auch ihr Ahnungsvermögen war sehr entwickelt. Und so mochte sie die Empfindung haben, daß ein nächstes Wiedersehen kein so freudiges sein werde als dieses Mal. Erklären konnte sie sich diese Empfindung allerdings nicht; sie dachte deshalb eine andere Ursache. „Wie freute ich mich," rief sie schmerzlich aus, „daß wir unseren Tram wieder bei uns haben werden und jetzt müssen wir uns schon nach so kurzem Beisammensein trennen! O, du grausamer Tram!"

Guntram tröstete sie; zu ihrer Hochzeit werde er ebenso, wie zu der Heimens kommen und müßte er vom Nordpol herreisen."

Sich die Thränen aus den Augen wischend, raffte sich Frizzi doch wieder zu einer schalkhaften Bemerkung auf:

„Wenn du aber zu spät kommst, Tram, dann kaust du die kleine Frau v. Rautenbruck bei den polnischen Hinterwäldlern oder in Tarnopol suchen."

„Nordpol! Tarnopol! Was redet ihr doch für lächerliches Zeug zusammen, Kinder!" rief jetzt Herr v. Reden. „Erschwert euch den Abschied nicht so sehr! Hoffen wir, daß Guntram gesund und frisch nach einiger Zeit zurückkehrt und daß Frizzi auch als Ottos Frau in unserer Nähe bleibt."

„Gott gebe es!" sagte Frau v. Reden. „Nun aber kommt! Der Wagen wartet bereits drunten."

Guntram hatte so viel Gepäckstücke, eigene sowie für den Onkel und Johanna, daß es nicht möglich war, ihn zum Bahnhof zu begleiten. Es wurde daher auf der Terrasse noch einmal Abschied genommen.

„Laß bald etwas von dir hören, Guntram. Vergiß nicht, daß ein Brief von dir für uns ein kleines Fest ist." Damit umarmte Frau v. Reden ihren Sohn.

„Sei brav, Tram!" rief noch unter Thränen lächelnd ihm Frizzi zu. „Und wenn du Malvine siehst, sag', ich läß' sie grüßen!"

Guntram wußte nur zu gut, was seine Mutter und seine Schwester ihm wünschten. Er sagte sich auch, daß unter anderen Umständen vielleicht in die Erfüllung dieses Wunsches gedacht werden könnte. Er konnte ja nicht leugnen, daß Malvine ein eher so schönes als edles Mädchen sei, das denjenigen, dem sie ihr Herz schenken würde, vollauf beglücken könnte.

Wenn nun er dieser Auserwählte ihres Herzens sei? Er? Es hatte ganz den Anschein, als ob es so wäre.

Das betrübte ihn. Er hatte allerdings keine Ursache, sich vorzuwerfen, daß er sie ermuthigt, daß er ihr irgend einen Anlaß gegeben, ein wärmeres Entgegenkommen als ein artiges und freundliches zu erwarten — dennoch war es möglich, daß Malvine geheime Hoffnungen nährte. Am Ende aber — dieser Gedanke beunruhigte ihn — verriethen seine Mutter oder Frizzi, die aus ihrer Sympathie für Malvine kein Hehl machten — derselben gewisse Zukunftspläne, mit denen sie sich beschäftigten? Zukunftspläne in Bezug auf seine Person! In heiter Absicht natürlich! Aus inniger Liebe und der ihm nur zu sehr bekannten Besorgnis Loris halber!

„So", sagte er zu sich selbst, „verursachen dem Menschen nicht nur die Anschläge seiner Feinde Kummer und Leid, sondern manchmal auch die unerfüllbaren Wünsche derjenigen, die ihm vom Herzen zugethan sind und die auch er liebt und verehrt."

Unerfüllbare Wünsche! Wirklich unerfüllbar? —

„Wenn du Malvine siehst, sag' ich läß' sie grüßen. Hatte Frizzi absichtlich oder ohne dessen eingedenk zu sein, bei diesen Worten des Liedes gedacht:

„Wenn du eine Rose schaust,
Sag' ich läß' sie grüßen" —?

Der Onkel war sehr erfreut, Guntram wieder zu sehen und sich von ihm erzählen zu lassen, was er im deutschen Reiche erlebt und erfahren. Und zwar mußte sein Neffe, was er übrigens sehr gern that, alles bis ins Detail mittheilen, denn wenn der Hofrath auch wenig mit der Außenwelt in Berührung kam, so interessierte ihn dieselbe doch, besonders, wenn es sich um Beziehungen seiner Verwandten zu ihr handelte. Auch dankte er Guntram für den schönen Samovar, der ihn zu einem „Theesäufer" machen werde.

Guntram, der alle Fragen des Onkels aufs genaueste beantwortete, war froh, daß derselbe nicht auch um Mestieri sich erkundigte. Daraus erlah er, daß Johanna das kleine Geheimnis streng bewahrt hatte, wofür sie „Anspruch auf besonderes Lob sich erwarb", wie er sagte.

„Weißt du, liebe Hanna," äußerte er sich ihr gegenüber, „wenn du, nach Frauenzimmerart, natürlich unter dem Siegel tiefster Verschwiegenheit, meinen Angehörigen in Weinheim oder dem Onkel irgend eine noch so leise Andeutung gemacht hätteit, so wäre die ganze Lorifrage in diesen Tagen wieder aufgerollt worden und hätte mir den kurzen Aufenthalt verdorben. Aber du bist ein braves, gescheites Bäschen!"

„Nach Frauenzimmerart, Guntram! Paßt dieser Ausdruck auf mich? Ich denke doch, es wäre selbstverständlich, daß ich reinen Mund halte. Allerdings hätte ohne mein Verschulden etwas durchsickern können. Und, was glaubst du, warum?"

„Ich kann es nicht errathen!"

„Als Mestieri bei mir war, um in deinem Auftrage das Medaillon in Empfang zu nehmen, erschien unvermuthet Fräulein Malvine und sah den Künstler in meinem Zimmer stehen. Zum Glücke hatte er das Bild schon in seinem Mantel geborgen, als sie eintrat."

Also wieder Malvine!

„Davon sagte mir Mestieri nichts, als er zurück nach München kam."

„Hast du das Medaillon wieder mitgebracht, Guntram?"

„Nein — es ist noch in Mestieris Händen, da seine Kleopatrabüste nicht fertig ist. Du wirst glauben, Hanna, daß aus mir etwas anderes redet als Kunstenthusiasmus, aber ich muß gestehen, ich habe selten etwas so Schönes gesehen, als diese Büste. Mestieri hat einen nicht ganz weißen, sondern rosig angehauchten Marmor dazu verwendet und statt der griechischen Blindheit erkennbare Augen gebildet, die er, sowie auch die Haare, Augenbrauen und die kleine Schlange, wie er sagte, durch eine von ihm erfundene Marmorbeize dunkel machen wird. Das Werk wird Aufsehen erregen. Und das ist dem armen Kerl zu gönnen. Er hat schon Noth und Elend genug ausgestanden."

„Das weiß ich; er hat davon gesprochen, als er sich mir vorstellte. Nun aber, lieber Cousin, eine Gewissensfrage!"

„Hui! Kann mir schon denken, um was es sich handelt."

„Nun ja, denke dir's nur. Aber tragen will ich doch! Du hast vorhin deine gelehrte Stirn ein wenig kraus gezogen, als ich von Malvine sprach. Jetzt thust du's schon wieder! Soll das heißen, daß du von ihr nichts hören willst?"

„Allerdings, wenn du ihrer in Beziehung auf mich Erwähnung thun willst. Sonst hab' ich nichts dagegen, wenn du von ihr redest."

„Ist sie nicht ein wunderliches Geschöpf? Ein Mädchen, das nur von unser aller Herzensliebling, deinem Schwesterchen Frizzi an Holdseligkeit und Anmuth übertroffen wird, dafür aber gleichmäßiger in ihrem Benehmen, wahrhaft vornehm und — und — —"

„Und ein wahrer Ausbund aller weiblichen Vorzüge ist — ja, ja! Häufe nur alle möglichen Lobsprüche zusammen, singe ihr einen begeisterten Hymnus — ich widerspreche dir nicht, Hanna! Aber —"

„Aber — Vetterchen?"

„Aber versuche es nicht, sie mir in der Eigenschaft einer Zukünftigen anzuempfehlen, da müßt' ich Schillers Toggenburg umkehrend sagen:

„Malvine! Treue Bruderliebe
Widmet dir dies Herz —
Ford're keine and're Liebe..."

„Ist das dein Ernst, Guntram? Wenn — dann ist jene Flamme noch nicht erloschen, die bisher in deinem Herzen loderte."

„Eine lodernde Flamme! Gut gesagt, Hannchen. Du wirst noch zur Dichterin in deinem Eifer zu gunsten des Fräuleins v. Ravensburg. Jetzt aber ist's genug und wenn du mich ein wenig lieb hast, so reden wir von etwas anderem."

Johanna wendete sich etwas unwillig ab. Sie empfand es als ihr Verhängnis, daß sie immer jemand, dem sie ihre Neigung zugewendet, bemitleiden mußte. Kaum war Frizzi „gerettet", erschien Malvine auf der Bildfläche als Hilfeflehende — freilich nicht offenkundig, aber für das Auge der älteren Freundin nur zu sehr erkennbar. Es rührte dieses zarte Erröthen Malvinens, wenn von Guntram die Rede war, Johanna gar sehr; dieses stille Leid, welches aus den Augen des Fräuleins in unbewachten Augenblicken hervorbrach, ergriff sie um so mehr, als sie im Gegensatze zu Malvine der modernen Dämchen gedachte, die sich den jungen, heirathsfähigen Herren fast aufdrängen und es offen aussprechen, wie ihnen dieser oder jener gefällt.

Es war doch eine eigenthümliche Fügung, daß Guntram widerstrebte, wo er eine aufrichtige, beglückende Zuneigung gefunden hätte und daß er dort, wo er diese mit heißem Verlangen gesucht, abgewiesen worden war.

Malvine kam an diesem Tage nicht zu Johanna. So fand Guntram keine Gelegenheit, Frizzis Gruß ihr zu überbringen. Er trug dies auch Johanna nicht auf.

Gegen abend machte der Prälat, Graf Pettendorf, dem Hofrath einen Besuch, um seine Glückwünsche anläßlich der Hochzeit im Reden'schen Hause zum Ausdruck zu bringen. Er begrüßte Guntram mit großer Herzlichkeit. Im Laufe des Gespräches erwähnte der Prälat, daß er in letzterer Zeit heftige Kämpfe mit der radikalen Arbeiterpartei zu bestehen hatte, die nicht nur in ihren Organen den von ihm geleiteten christlichen Arbeiterverein, sondern ihn selbst heftig angriff. Darüber wolle er sich nicht beklagen, nur das bedauere er, daß diese radikalen Blätter überall gelesen würden, die christlichen Zeitungen aber, in denen er sich vertheidigte und seine Sache in Schutz nahm, wenig beachtet seien. Die braven, religiösen und patriotischen Arbeiter seien fast vogelfrei; es gehöre ein nicht unbedeutender Muth und eine besondere Festigkeit im Glauben dazu, gegen die boshaften Angriffe standzuhalten und den Verlockungen und Versuchungen nicht zu erliegen, die wie Fangnetze und Fußangeln überall seine Anhänger bedrohen. Es sei überhaupt schon so weit gekommen, daß jeder auch die verderblichste Meinung äußern, aller besseren Einsicht, religiösen und patriotischen Gefühlen Hohn sprechen dürfe, ohne irgendwie deshalb beanstandet zu werden — wenn er aber sagt, er sei ein Christ, ein treuer Diener Gottes und der Kirche, dann wird er wie ein Verbrecher behandelt, zum mindesten verlacht und verspottet.

„Womit entschädigen Herr Prälat," fragte Guntram, „die Mitglieder Ihres Verbandes für diese Unbilden?"

„Womit ich sie entschädige? Lieber Herr Doktor, dafür giebt es keine Entschädigung. Die Ueberzeugung, sich trotz des Hohngelächters der Gegner auf dem rechten Wege zu befinden, das Bewußtsein erfüllter Christenpflicht allein ist es, was uns die Kraft giebt, allen Verfolgungen zu trotzen."

„Es sind aber Menschen, welche nicht nur arbeiten müssen, sondern auch ihres Lohnes werth sind, nicht wahr?"

„Gewiß, Herr Doktor!"

„Gut; welche Vortheile bietet ihnen nun — abgesehen von der geistigen Erhebung — der Verein, dem sie sich angeschlossen haben?"

„Vor allem, lieber junger Freund, muß ich darauf hinweisen, daß die christlichen Arbeiter, wie das ja selbstverständlich ist, an Himmel und Hölle, demnach an eine ewige Vergeltung glauben; die große Lohnfrage des Jenseits ist für sie also gelöst. Sie begehren daher nicht, wie die Sozialisten, die keinen Glauben haben, einen Himmel auf Erden, sie sind genügsam und zufrieden und ergeben in den Willen Gottes. Daher eine ungezwungene Heiterkeit in ihren Versammlungen; sie lesen gute Bücher, für die ich sorge, belehrende Schriften und Unterhaltung, sie spielen Theater und machen Musik. Sie leben wie in einer Familie und ehren mich wie ihren Vater. Im übrigen ist es ihnen unbenommen, an berechtigten Aktionen zur Verbesserung ihrer Lage sich zu betheiligen, wenn wir es auch ungern sehen, wenn sie streiken, obwohl sie manchmal dazu gezwungen sind, sobald ein allgemeiner Ausstand ausgebrochen ist. Die Vereinsleitung ist jedoch bestrebt, ein gutes Einvernehmen mit den Arbeitgebern zu erhalten und dieselben zur Gerechtigkeit und Billigkeit zu mahnen. Würde es uns nun endlich gelingen, die Prinzipale und reichen Herren dahin zu bringen, daß sie den herrlichen Worten des heiligen Vaters, die er in seiner berühmten Encyklika „Rerum novarum" Arbeitgebern und Arbeitnehmern ans Herz legt, entsprechend, in ihrem eigenen Interesse das Gebot der christlichen Nächstenliebe befolgten, so gäbe es vielleicht gar keinen Zank und Streit mehr. Dies in absehbarer Zeit zu erreichen, das ist unsere Zukunftshoffnung. Und diese Hoffnung auf den endlichen Sieg unserer guten Sache geben wir nicht auf!"

„Das ist sehr schön! Leider ist, wie mir scheint, die Zahl solcher Arbeiter im Verhältniß zur großen Masse der übrigen zu gering, um einen durchgreifenden Umschwung herbeizuführen, oder einen entscheidenden Einfluß zu gewinnen."

„Das ist Sache der Zeit und der Fügung Gottes," sagte der Prälat. „Alles Große und Gute in der Welt hat einen kleinen Anfang genommen; ist es in rechter Weise aber gepflanzt und getreulich gepflegt, so entwickelt es sich unter Gottes Beistand zu einem mächtigen Baum. Von dieser Hoffnung erfüllt, sehen wir mit Vertrauen der Zukunft entgegen. Die Bosheiten und Ungerechtigkeiten der Gegner ertragen wir mit Geduld und wir setzen ihrem dämonischen Hasse die himmlische Liebe entgegen, die nach den Worten des Apostels stärker ist als der Tod. In der Liebe liegt die Kraft des Erfolges, in der Liebe, ohne die wir, auch wenn wir mit den Stimmen der Engel redeten, nichts sind als tönendes Erz und eine klingende Schelle, liegt einzig und allein die Lösung der sozialen Frage."

Diese Rede des edlen Prälaten machte einen tiefen Eindruck auf Guntram.

Auch der Hofrath war ergriffen; die weihevolle Art, wie der kirchliche Würdenträger seine Ansichten vortrug, die Kraft der Ueberzeugung, die aus seinen Worten wiederklang, erfüllte ihn mit Hochachtung, abgesehen von der freundschaftlichen Verehrung, die er ihm zollte. Später allerdings, nachdem Graf Pettendorf sich empfohlen hatte, übte er in gewissem Sinne Kritik an den Aeußerungen des Prälaten.

„Das ist alles," meinte er, „ungemein erhebend und so lange man zuhört auch nicht nur begeisternd, sondern sogar überzeugend; aber wie die Welt nun einmal ist, kommen die Guten und Frommen zu kurz bei der Theilung der Erde. Es giebt nichts Höheres und Erhabeneres als die Liebe, jene Liebe, von der der Prälat gesprochen, aber die Kämpfer auf der gegnerischen Seite schwingen das Schwert und schlagen drein unter dem Rufe: „Gewalt geht vor Recht."

„Du meinst also, lieber Onkel, man soll Gleiches mit Gleichem vergelten?"

„Nicht doch; ich will nur sagen, daß wir leider nicht im Zeichen der Liebe, sondern des Hasses und des Kampfes stehen und welche Entscheidung immer kommen wird, ohne heftige Erschütterungen, wüthende Kämpfe und vielleicht blutigen Streit wird es nicht abgehen."

Der Onkel mag recht haben, dachte Guntram, aber schön wäre es, wenn all diese schreckliche Zwiespalt, welcher so viel Elend und Jammer im Gefolge hat, vermieden oder doch noch rechtzeitig beglichen werden könnte? Ach, welch ein großes Wort: „In der Liebe — — liegt einzig und allein die Lösung der sozialen Frage."

8. Kapitel.

Dr. Stüber war mit seiner jungen Frau nach Venedig gereist, von wo aus die Neuvermählten an die Familie Reden, an den Hofrath und an Hermine Karten absandten. Von der Dogenstadt wollten sie über Mailand an den Comersee und sodann durch Tirol zurück in die Heimath sich begeben.

Guntram verließ das gastliche Haus seines Oheims mit dem Morgenschnellzuge, der ihn wieder nach der Hauptstadt des deutschen Reiches bringen sollte.

Bald erhielt auch Frizzi einen Brief von Otto aus einer mährischen Grenzstadt, wo Zwischenstation auf dem Marsche nach Norden gemacht worden war.

Man fühlte sich nun in Weinheim ziemlich vereinsamt und die nach allen Richtungen der Windrose ausgeflogenen Verwandten und Freunde bildeten daher selbstverständlich den Gegenstand des Gesprächs bei Tische.

„Mama!" sagte Frizzi in etwas unsicherem Tone, „wirst du böse sein, wenn ich gestehe, daß es jetzt ziemlich langweilig bei uns ist?"

„Warum sollte ich böse sein? Ich fühle zwar keine Langweile, denn eine Hausfrau hat immer zu thun, und zu schaffen — dir — mein liebes Kind, kann ich es aber nicht verdenken, wenn du dich zu zerstreuen wünschest. Die Frage ist nur: Wie?"

„Wenn du es erlaubst, so werde ich Malvine einladen, uns zu besuchen".

„Einverstanden; doch allein wird sie nicht kommen".

„Das seh ich ein — dir aber zuzumuthen, daß du mit Frau v. Ravensburg — "

„Muthe es mir nur zu, Frizzi! Wir zwei alte Frauen werden uns schon verständigen."

Frizzi nahm die Hand ihrer Mutter und streichelte sie zärtlich. „Das will ich nimmer hören, daß du eine alte Frau seiest. Frau v. Reden ist eine Dame im schönsten Alter. Nicht wahr, Papa?"

„Natürlich! Welche Frau wäre das nicht?"

„Diese Antwort genehmige ich nicht. Die meisten Frauen wollen nichts wissen vom Altwerden, meine theure Mutter will aber alt sein, obwohl sie es nicht ist".

Frau v. Reden lächelte über diese Schmeichelworte. Es kümmerte sie jedoch wirklich nicht, ob Frizzi recht habe oder nicht. Sie war vor allem Mutter und dachte nur an ihre Familie, nicht an sich.

Nun wurde Johanna brieflich beauftragt, zunächst sich zu erkundigen, ob Frau v. Ravensburg geneigt sei, mit ihrer Tochter einige Tage in Weinheim zuzubringen, dann sollte erst die Einladung erfolgen.

Bis diese große Haupt- und Staatsaktion zur Erledigung kommt, möge der geneigte Leser mit uns einen Ausflug nach Berlin machen, um zu erfahren, was Guntram daselbst erlebt und erfährt.

Wir leben in einer Zeit, in welcher fast niemand eine ganz reine, harmonische Thätigkeit entfalten kann. Seien es Berufsgeschäfte, seien es Studien, man ist nicht imstande oder nur wenn man sich gewaltsam abschließt, diesen allein und ununterbrochen sich zu widmen. Die Zeit ist zu unruhig dazu, sie lenkt unsere Aufmerksamkeit immer auf andere Dinge, die unser Interesse noch nebenbei in Anspruch nehmen und uns von unserer eigentlichen Lebensaufgabe abziehen.

Auf Anrathen seines Onkels, vor allem seine wissenschaftliche Ausbildung in Angriff zu nehmen, ließ sich Guntram an der Universität einschreiben, um einige berühmte Rechtslehrer zu hören. Er besuchte die Kollegien auch eine Zeit lang und schrieb fleißig mit. Zu seiner Erholung ging er dann abends manchmal in eines der vielen Theater, besonders in die Oper. Auch klassische Stücke und um den Berliner Volkston kennen zu lernen, sah er Berliner Lustspiele und Lokalpossen an. Die großen Vergnügungsetablissements und Tanzhallen vermied er — solch eine Unterhaltung war nicht nach seinem Geschmack. Hingegen machte er gern in freien Stunden einen Spaziergang unter den Linden oder in den prächtigen Thiergarten. Auch größere Ausflüge nach Potsdam, Charlottenburg und ins Seegebiet unternahm er und fand, daß es letzterem keineswegs an eigenthümlichem Reiz gebrach, was ihn im Hinblicke auf sein schönes, gebirgiges und an romantischen Naturschönheiten reiches Heimathsland einigermaßen Wunder nahm. Aber die ausgedehnten Wälder, die stimmungsvollen Ausblicke in die Ferne, das reiche Leben auf dem Wasser, auf dem eine Unzahl von Dampfern, Segelbooten und Ruderkähnen die Wellen durchfurchten, interessierte ihn lebhaft.

Bei diesen Ausflügen lernte er mancherlei Leute kennen, und da es ihm Vergnügen machte, auch mit Personen der sogenannten unteren Klassen ein Gespräch anzuknüpfen, so gab ihm das Gelegenheit zu Charakterstudien und zum Verständnis verschiedener Volkstypen. Es konnte ihm nicht verborgen bleiben, daß der Unterschied zwischen dem Süd- und Nordländer ein ziemlich großer ist. Das Münchener und das Berliner Leben ist ganz entschieden zweierlei. Die Behäbigkeit, die ungezwungene Fröhlichkeit, wie sie in Isarathen, noch mehr aber in der Kaiserstadt an der Donau zur Erscheinung gelangt, vermißte er in Berlin. Aber nicht immer schmerzlich, denn er war schon einsichtig genug, die sogenannte Gemüthlichkeit nicht höher zu taxieren, als sie werth ist. Die herzerfreuende, unschuldige Lebenslust des alten Wien hatte er nicht gekannt; was davon übrig geblieben, ist nur ein armseliges Surrogat mehr. Politische Kämpfe, Nationalitätenstreit, großstädtisches Wesen und damit verbundene schwierigere Lebensführung, Vertheuerung der Wohnungen und der Nahrungsmittel und noch manches andere haben längst den Blüthenstaub von der duftigen Blume des Volkslebens abgestreift. — Er hatte aber auch das alte Berlin nicht gekannt, in welchem eine kühle, oft hochmüthige Weise, die Dinge zu beurtheilen, dabei ein scharfer, kaustischer Witz sich geltend machte, der im Gegensatz zur süddeutschen Gemüthlichkeit nicht gerade als etwas Anmuthendes gepriesen wurde, aber doch charakteristisch war; Eckensteher unten, Kladderadatsch oben! Das prahlerische Wesen hatte sich seit den großen Kriegen und seit Berlin Weltstadt wurde und Leute aus allen Theilen des neuen Reiches sich daselbst niederließen, bedeutend abgeschliffen, ja, selbst der arrogant klingende Berliner Jargon machte in den Kreisen der Gebildeten einem reineren Schriftdeutsch Platz.

Guntram überzeugte sich bald, daß es ein Vorurtheil sei, zu glauben, es sei mit den Berlinern schwer zu verkehren; das ist durchaus nicht der Fall — im Gegentheil, man findet fast durchwegs freundliches Entgegenkommen, besonders wenn die Etiquette, die in den höheren Kreisen viel strenger eingehalten wird, als im Süden, und die wohl Veranlassung gab, die Norddeutschen härter zu beurtheilen, als sie verdienen, die Annäherung nicht verhindert. Ob aber unter der Oberfläche des Berliner Lebens nicht noch unlauterere und gefährlichere Elemente sich bergen, als in anderen Großstädten, das konnte Guntram nicht endgültig entscheiden. Manchmal freilich schien es ihm, daß der sogenannte süße „Mob" eine sehr faule Frucht an dem stolzen Baume der glanz- und ruhmreichen Entwicklung des deutschen Weltreiches und seines Hauptstadt sei. Daß die Zugehörigen der unteren und ärmeren Volksschichten, nicht nur die Fabrik- und Lohnarbeiter, in den größeren Städten Deutschlands vielfach Sozialdemokraten sind, wußte Guntram vom Hörensagen. In Berlin vernahm er jedoch, daß es auch viele Anarchisten gebe, Menschen, welche durch Schreckensthaten die Welt in Aufruhr versetzen und den Umsturz der Gesellschaft herbeiführen wollen. Was anderswo nur wie ein dunkler Schatten vorüberhuscht, hier bildet es einen fixen, schwarzen Fleck. Allerdings mögen diese gemeingefährlichen Individuen in der Schweiz und in England in noch größerer Zahl existieren, daß sie aber in der norddeutschen Hauptstadt auch einen nicht zu unterschätzenden Faktor im politischen Parteileben bilden, das ist einmal nicht zu leugnen. Allerdings will man das nicht eingestehen.

Der junge Doktor vernahm dann und wann Aeußerungen aus dem Munde sonst gar nicht katilinarischen Existenzen gleichenden Personen, welche ihn gar tief blicken ließen und ihn nachdenklich machten. Viel seltener als in der Heimath trat ihm religiöser Glaube und Ergebung entgegen; die meisten armen Leute, mit denen er sprach, waren völlig glaubenslos und gänzlich indifferent in Bezug auf kirchliches Leben — höchstens sprachen sie abfällig über die „Pfaffen", besonders die katholischen Priester waren ihnen ein Dorn im Auge, obwohl sie keinen Begriff vom Katholismus hatten. Ebenso indifferent waren sie in politischer Hinsicht. Manchmal traf er wohl einen Proletarier, der einen Ausflug von Patriotismus zeigte, indem er mit einem gewissen Selbstgefühl vom deutschen Kaiser, dem Reiche und der Flotte redete; dies hinderte ihn jedoch nicht, über die Reichen und Hochgestellten in derbsten Ausdrücken loszuziehen. Freilich, die Noth, der Hunger erbittern das Herz des Armen, aber das Elend macht den Menschen zum Ungeheuer, wenn in seiner Seele außer wildem Groll kein edleres Gefühl mehr vorhanden ist.

Und solche Menschen, welche nicht nur einen leeren Magen, sondern auch ein leeres Herz haben, zählen nach Tausenden, nach Hunderttausenden.

Kein Wunder, wenn sie zu Anarchisten werden!

Was sollten ihnen an der bestehenden Ordnung liegen? Was sollte sie Gesetz, Recht, Freiheit, Fortschritt, Kunst und Wissenschaft kümmern?

Da öffnet sich ein Abgrund — in den man mit Entsetzen und Grauen hinabblickt...

Guntram hatte mehrere Empfehlungsbriefe an vornehmere Personen und Familien sowohl von seinem Vater als auch vom Hofrathe erhalten — von denen er jedoch wenigstens vorläufig, keinen Gebrauch machte. Er fürchtete, durch Anknüpfung von Bekanntschaften seine Unabhängigkeit zu verlieren.

Dies hatte eine gute und eine — wollen wir sagen — minder gute Seite. Er beobachtete allerdings die Erscheinungen des Berliner Lebens selbständiger und vielleicht unbefangener, andererseits ging ihm aber eine zielbewußte und erfahrene Leitung verloren. In einer so ganz fremden Welt mußte er sich nun selbst orientieren

Sein Interesse für die sozia
stände der Arbeiterbevölkeru
leitete ihn, sich in Gespräche m
ten einzulassen, deren Charak
unbekannt war und Lokale zu
ten, in denen ihm Unannehm
ten zustoßen konnten.

Er hatte so viele Meinunge
die Intentionen und Zukun
der Sozialdemokraten und
sten vernommen; die Au
Morgenbessers, Röhrichs, sein
kels und des Prälaten Graf
tendorf beschäftigten ihn neber
wissenschaftlichen und Kunst
zogen ihn eigentlich, die Wah
sagen, von denselben mehr od
der ab; jedenfalls behaupteten
ben ihnen einen hervorragende
in seinem Gedankenkreise.

Er wollte der Sache auf den
kommen.

Das war freilich schwer
überhaupt möglich — er aber
für möglich.

Und Berlin schien ihm be
geeignet für derartige Stu
sein.

Schon während seines erst
enthaltes hatte er einer Sitzu
Reichstags beigewohnt und se
genmerk vor allem auf die Bä
richtet, wo die sozialdemokr
Abgeordneten in nicht gering
zahl saßen. Die „Führer" war
bereits aus den Zeitungen b
besonders Bebel, dessen Buch i
Frau er erst jüngst gelesen hat
mals erschütterte die Welt ger
Nachricht von einem fluchwü
Attentate, dem ein gekröntes
nahezu zum Opfer gefalle
Das Entsetzen über eine solch
losigkeit, zugleich aber auch w
nige Vorkehrtheit in der Ansi
von der Möglichkeit einer V
rung der Nothlage des Volke
die denkbar schlechtesten Mitte
allgemein. Im Reichstag
Wort gefallen, welches die an
schen Verbrechen mit den Ten
der sozialdemokratischen Pa
Verbindung brachte. Da erh
Bebel und suchte diesen Vorw
rückzuweisen. Guntram hör
Rede, aber auch eine Entgegnu
einem der konservativen Parte
hörigen Abgeordneten, der sag
man die Sozialdemokraten v
nicht direkt dessen beschuldigen
daß aber, wenn man verhül
unverhüllt die Revolution
wenn man der göttlichen und
lichen Ordnung den Krieg
wenigstens indirekt jene unhe
Verschwörung begünstigt werd
che dadurch, daß sie die Oberh
der Staaten bedrohe, den
herbeizuführen trachte, um all
de des Gesetzes und der Mensch
zu lösen. Von der Sozialden
zum Sozialismus und von die
Anarchie sei nur ein Schritt.
auch von den Bänken der Sozia
kraten Rufe wie: „Lüge!"
leumdung!" — „Freche U
lung!" sich vernehmbar machte
schlagende Widerlegung erfolgt

Obwohl Guntram — imm
im Banne Loris stehend —
verzweifeltesten Versuche, welc
Seiten der arbeitenden Klas
Verbesserung ihrer Lage un
men wurde, in milderem Lic
trachtete, konnte er doch nicht
die Ausführungen des konser
Abgeordneten für konsequent
gisch zu halten.

Ihn bedrängte nicht so sehr d
sache all dieser an sich gewi
traurigen und beklagenswerth
irrungen des rücksichtslosesten
kalismus, sondern vielmehr
Frage:

„Können solche extreme Mit
Ziele führen?" Mit andere
ten: „Kann der Umsturz der
menschlichen Gesellschaft, vo
setzt er gelingt, vollständig im
der Propheten desselben, die
Verbesserung des Loses der
der Notheidenden, der auf ihre
Arbeit Angewiesenen herbeifüh
Er ging hierbei, wie mar
schon über den sogenannten Zu
staat hinaus, wie ihn ein Karl
in gewissem Sinne auch schon
Blanc und Lassalle träumten
raschen Gedankengange der
entsprechend, faßte er das Tu
bei dem äußersten Zipfel an
trachtete die große Frage vom
punkte des unverfälschtesten A
mus. Vielleicht leitete ihn hie
richtige Empfindung, daß di
bahn einer rollenden Kugel er
gemessen werden kann, wenn
untersten und letzten Punkt
hat.

Infolge eines ganz korrekten
ses glaubte er, daß jene verh
volle Frage, auf deren Beantw
ja alles ankam, am besten
Anarchisten selbst beantwortet
müßte.

Deshalb erfüllte ihn das
gen, einer Anarchistenversa
beiwohnen zu können. Nach

Trauerbilde
zum Andenken an die li
Verstorbene
werden angefertigt in der
— des —
ST. PETERS BOTE
Muenster, Saskatchew